

Simply the Best.

Elternschaft als kompetitive Praxis

Timo Heimerdinger

Es war geradezu ein Aufschrei, der durch die deutschsprachigen Feuilletons und einschlägigen Internetblogs hallte, als zu Beginn des Jahres 2011 die deutsche Ausgabe des Buches »Battle Hymn of the Tiger Mother« der chinesisch-amerikanischen Juristin Amy Chua unter dem Titel »Die Mutter des Erfolgs. Wie ich meinen Kindern das Siegen beibrachte« erschien (Chua 2011). In ihrem Text schildert die Autorin, wie sie ihre beiden Töchter mittels rigider Erziehungsmethoden zu Höchstleistungen an Klavier und Violine gebracht hat, die sich nicht zuletzt auch im Gewinnen von Musizierwettbewerben manifestierten. In ihrem Hohelied auf einen harten, disziplinierenden, auf Leistung und Erfolg ausgerichteten vermeintlich »chinesischen« Erziehungsstil verbindet sie ein klares Bekenntnis zum Leistungs- und Wettbewerbsgedanken in der Kindererziehung mit einer nicht weniger deutlichen Kritik an einer vorgeblich westlich-amerikanischen Kultur der Erziehung zur Mittelmäßigkeit. Die Reaktionen auf Chuas Buch waren weltweit unterschiedlich in der inhaltlichen Bewertung.¹ In den USA polarisierte der Text in euphorische Zustimmung und empörte Ablehnung. Sahen die einen darin die längst fällige Abrechnung mit unentschlossener Mediokrität, so erkannten die anderen in Chuas Text den blanken Verrat an den abendländischen Idealen von Humanität und interpretierten diesen als Anleitung zur systematischen Zerstörung des Eltern-Kind-Verhältnisses unter den Vorzeichen elterlicher Geltungssucht und egoistischen Ehrgeizes. Im deutschsprachigen Raum war die Rezeption interessanterweise nahezu einhellig von Entsetzen und Zurückweisung geprägt.²

1 Vgl. den in dieser Hinsicht sehr ergiebigen Wikipedia-Artikel »Die Mutter des Erfolgs«: http://de.wikipedia.org/wiki/Die_Mutter_des_Erfolgs (15.06.2012), dort auch weitere Verweise zur weltweiten Rezeption, die differenziert erfolgte und auch die selbstironische Komponente in Chuas Text, die ich hier nicht eigens thematisiere, durchaus zu würdigen wusste.

2 Diese Unterschiede in der Rezeption wären ein eigenes Thema. Insgesamt fügt sich das deutschsprachige Echo auf Chuas Text in eine seit Jahrzehnten hin und her wogende Debatte um Fragen der Erziehung zwischen – grob gesprochen – den Polen Laissez-faire und Disziplinierung/Streng, die zwar wechselnde Akzentuierungen erlebt hat, dabei jedoch stets ebenso emotional und polarisierend wie unentschieden im Ergebnis verlief (vgl. auch Gebhardt 2010: 187-189).

Diese im deutschsprachigen Raum fast durchgängige Ablehnung des Buches samt des von der Autorin unumwunden eingestandenen Bekenntnisses zu Leistung und Kompetitivität liegt in einer basalen Kollision begründet: Auf der einen Seite steht ein radikaler, in der Erziehung prioritär gesetzter Leistungsanspruch. Auf der anderen Seite hingegen steht die abendländisch-neuzeitliche Vorstellung von Kindheit und Jugend als von Leistungszwängen sowie Zweck- und Erwerbslogik entlastetem Schon- und Schutzraum der möglichst ungehinderten Persönlichkeitsentwicklung und des Spiels (vgl. Kühme 1997: insb. 48-55 und 65-79). Allerdings: Wenn diese Opposition so eindeutig und geklärt wäre, dann wäre der Text möglicherweise gar nicht rezipiert, sondern nur achselzuckend ignoriert worden. Die heftigen, oft emotionalen Bekenntnisse und Abwehrreaktionen, die typisch für Debatten sind, in denen es um das Wohl und Wehe der Kinder geht,³ deuten vielmehr auf etwas anderes hin: nämlich auf ein ungelöstes internes Spannungsverhältnis zwischen dem humanistisch-freiheitlichen Entwicklungsideal der emanzipatorischen, freiheitlich-individuellen Entwicklung des Menschen einerseits und einem unausgesetzten Leistungs- und Fortschrittsimperativ andererseits. Beide Aspekte sind zentrale Bestandteile eines bürgerlichen Erziehungs-, Entwicklungs- und Selbstverständnisses. Sie lassen sich sowohl allgemein in den großen Entwicklungs- und Konstitutionslinien paradoxaler bürgerlicher Kulturalität anhand der Stichworte »Arbeit« und »Bildung« entwickeln (Schäfer 2009: 127) als auch spezieller in den Eigenheiten jüngerer Formen der bürgerlichen Familiensozialisation zeigen (Gebhard 2010). Der vorliegende Beitrag versucht, eine zentrale Problematik gegenwärtigen neubürgerlichen elternschaftskulturellen Handelns darin zu sehen, dass die Logik des Kompetitiven in einem thematischen Feld greift, in dem sie vordergründig und angeblich nichts verloren zu haben scheint, nämlich dem der elterlichen Liebe zu Kindern.

Chuas Buch und insbesondere auch die Reaktionen darauf sind daher kein Beweis für die pauschale Ablehnung ihres kompetitiven Ansatzes, sondern ganz im Gegenteil vielmehr ein Hinweis darauf, wie fest in unserer Kultur, bzw. in Teilen unserer Gesellschaft der Wettbewerbs- und Leistungsgedanke mit dem Thema der Elternschaft verknüpft ist. Allerdings eben nicht so direkt und explizit wie bei Chua, sondern subtil, teilweise verdeckt und vielleicht auch uneingestanden. Gerade diese impliziten und bestenfalls halbbewussten Mechanismen der Kompetitivität sind ebenso wirksam wie aufschlussreich, denn

3 Vgl. hierzu auch Heimerdinger 2009, 2010, 2011; mit der kulturhistorischen Genese und den gegenwärtigen Funktionalisierung derartiger Konfliktlagen samt den zugehörigen diskursiven Zuspitzungen habe ich mich dort bereits in Detailstudien innerhalb der Themenfelder Ernährung, Mobilität und Beruhigung näher auseinandergesetzt.

sie verraten etwas über die Unterströmungen und ungelösten Konflikte, die das Thema Elternschaft durchziehen und mit ihm auch weite Teile der Alltagswirklichkeit – zumindest gewisser Milieus. Dort werden diese Konflikte dann in Form diskursiver und alltagspraktischer Spannungen sichtbar und somit kulturwissenschaftlich erforschbar.

Diese Auffassung, dass es sowohl eine praktische, lebensweltliche Ebene des Wettbewerbs gibt, die selbstverständlich auch mentale oder diskursive Aspekte umfassen kann, als auch eine strukturelle oder systematische, epistemologisch jedenfalls übergeordnete Ebene, die grundsätzlichere Prinzipien oder Mechanismen des menschlichen Agierens oder Wahrnehmens meint, verlangt auch nach einer begrifflichen Differenzierung. Für den vorliegenden Beitrag fasse ich daher Kompetitivität und Wettbewerblichkeit als analytische Begriffe für Logiken, Haltungen oder Prinzipien des Kompetitiven, die auf die Voraussetzungen oder Wirkungen konkreter Praktiken oder Verhaltensmuster zielen, während sich diese dann begrifflich und konkret als Wettbewerbe und Konkurrenzen samt den hiermit verbundenen Phänomenen von Leistung, Anstrengung, Erfolg, Sieg oder Niederlage realisieren.⁴

Solchen Wettbewerbsmechanismen werde ich zunächst empirisch anhand einiger Beispiele nachgehen, sie sind im Sinne der kindlichen Entwicklung chronologisch angeordnet und umfassen in drei Abschnitten (*prä-natal, postnatal, frühkindlich*) kompetitive Praktiken innerhalb des Elternschaftsgeschehens. Dann folgt eine theoretisch-soziokulturelle Einordnung des Wettbewerblichkeitsgedankens in das Konzept der Neuen Bürgerlichkeit als Kulturmuster (vgl. Gebhardt 2010: 188; Reckwitz 2010: 184). Abschließend werde ich das gesamte Elternschaftsgeschehen selbst als Bestandteil einer umfassenderen kompetitiven Praxis diskutieren, nämlich als Identitätsarbeit, wie sie im Kontext distinktiver und sich distinguierender Lebensentwürfe erfolgt.

Die Quellenbasis für meine Darstellung bilden populäre Medien und alltagskulturelle Fundstücke sowie Ausschnitte aus Interviews mit jungen Eltern und Beobachtungen in diesem Feld.⁵

4 Mein Dank an Markus Tauschek für die Anregung zu dieser Differenzierung.

5 Meine Beobachtungen erfolgten sowohl unstrukturiert als auch strukturiert und speisen sich aus einer Vielzahl an unterschiedlichen Situationen, die ich in den vergangenen 10 Jahren teils in Begleitung meiner eigenen Kinder, teils ohne diese erlebt habe und die in verschiedensten, mal mehr, mal weniger privaten Kontexten stattfanden. Die methodologische Reflexion dieser spezifischen, langfristigen Erhebungssituation, die zwangsläufig oft eine Überblendung privater und professionell-ethnografischer Perspektiven einschloss und daher sowohl spezielle Möglichkeiten bot als auch Gefahren barg, muss an dieser Stelle zwar unterbleiben, verdient aber eine gesonderte Betrachtung an anderem Ort, speziell auch vor dem Hintergrund der Debatte um Autoethnografie (vgl. Bönisch-Brednich 2012).

Kompetitive Praktiken innerhalb der Elternschaftskultur

pränatal

Integraler Bestandteil eines jeden Wettbewerbs ist der Vergleich (vgl. Gerndt 2011). In vielen Fällen geht dieser einher mit Verfahren der Quantifizierung bzw. der Messung, die ihrerseits den Vergleich mit einer Einheit, so etwa Zeit, Größe, Gewicht, Masse oder anderes darstellt. Auch schon ganz zu Beginn der Elternschaft, genauer: der Schwangerschaft, geht es bereits los mit dem Vergleichen, Messen und Quantifizieren.

Die werdende Mutter bekommt, kaum ist die Schwangerschaft festgestellt, in Deutschland einen sogenannten Mutterpass ausgehändigt; dies ist ein 16-seitiges Heftchen, in dem sämtliche Mess- und Untersuchungsergebnisse aus den Vorsorgeuntersuchungen dokumentiert werden. Diese Vorsorgeuntersuchungen folgen einem recht genau festgelegten zeitlichen und inhaltlichen Schema und dienen der Dokumentation des Schwangerschaftsverlaufs zur Überwachung der Entwicklung des Fötus bzw. Kindes und der Abschätzung möglicher Risiken. Neben sehr aufwändigen und komplexen Verfahren der Pränataldiagnostik, die nicht immer zur Anwendung kommen und die hier auch nicht Gegenstand der Diskussion sind, gibt es eine sehr übersichtliche und einfache Form der Dokumentation, die die Messergebnisse der kindlichen Größenentwicklung bei Ultraschalluntersuchungen visualisiert. Diese kommt bei allen entstehenden Kindern zur Anwendung, deren Mütter sich den Vorsorgeuntersuchungen regelmäßig unterziehen: Auf Seite 13 des Mutterpasses (Abb. 1) findet sich unter dem Titel »Normkurven für den fetalen Wachstumsverlauf« ein Diagramm, in das die Messergebnisse des Kopfdurchmessers, des Bauchdurchmessers und der Scheitel-Steiß-Länge eingetragen werden.

Die jeweils mittlere Linie markiert einen Durchschnittswert, die obere Linie die Grenze zu den 5 Prozent größten Ergebnissen unter allen Föten und die untere Linie zu den 5 Prozent kleinsten. In der Gesamtschau markieren die drei Grafen also jeweils eine Art »Normalitätskorridor« – wenn sich die gemessenen Werte innerhalb dieses Korridors bewegen, so ist von einem durchschnittlichen und damit nicht weiter Besorgnis erregenden Verlauf auszugehen, liegen sie jedoch außerhalb, so kann dies ein Hinweis auf ungewöhnliche und damit eventuell auch pathologische Entwicklungsverläufe sein. Die kompetente Interpretation verlangt im Einzelnen medizinischen Sachverstand, über den die meisten werdenden Eltern nicht verfügen.

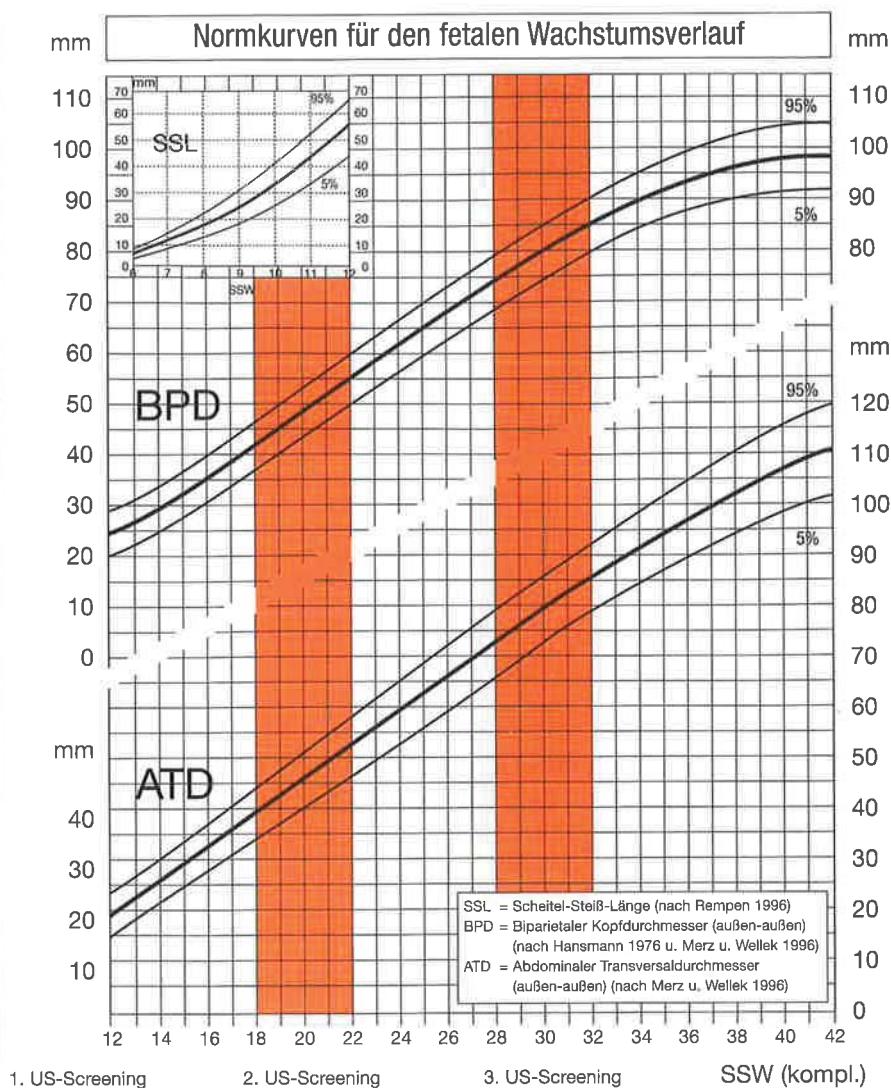


Abb. 1: »Normkurven für den fetalen Wachstumsverlauf«. In: Gemeinsamer Bundesausschuss (Hg.): Mutterpass: 13. © Gemeinsamer Bundesausschuss (G-BA) juristische Person des öffentlichen Rechts, Wagelystr. 8, 10623 Berlin.

Was durch diese Form der Dokumentation und Visualisierung jedoch vermittelt wird, ist, dass es Befunde außerhalb dieses Korridors der Regularität gibt, die dann Anlass für weitere Untersuchungen oder sogar Besorgnis sind, und dass es eine »alles in Ordnung« signalisierende Normalität gibt, die beruhigend wirkt, weil sie die Hoffnung auf ein gesundes Kind nährt. werdende Eltern wünschen sich – verständlicherweise – diese Botschaft, und sie erhalten diese Botschaft auch als Resultat eines Mess-, Quantifizierungs- und Vergleichsprozesses. Wenn man so will, handelt es sich um den Ansatz eines kompetitiven Verfahrens – allerdings ist der Mitbewerber nicht ein einzelnes anderes Kind, sondern Mitbewerber sind in Gestalt des Durch-

schnitts- oder Normwertes alle anderen Kinder. Was Sonja Windmüller für technische Normierungsprozesse gezeigt hat (Windmüller 2006), gilt hier umso mehr auch für werdende Menschen: Die Etablierung und Bezugnahme zu einer Norm sortiert (oder selektiert?) in die Kategorien normal, grenzwertig und nicht-normal. Der Vergleich mit der Norm steht zentral, das Ziel dieses Vergleichs ist jedoch nicht die Überdurchschnittlichkeit oder ein »besonderer«, hervorgehobener Befund im Sinne einer Leistungs idee, sondern gerade die Durchschnittlichkeit. Es entwickelt sich ein sonderbarer Wettbewerb, oder zumindest eine Vorform desselben, denn zugespitzt könnte man sagen: Gewonnen hat hier derjenige Fötus (und mit ihm seine Eltern), der nicht weiter auffällt – sei es in die eine oder andere Richtung. Die Basis einer solchen Positionierung ist jedoch der quantifizierende Vergleich, der Blick nach links und rechts gewissermaßen, also die Einschätzung der Entwicklung der Dinge im relationalen Bezug zum Rest der pränatalen Welt. Meine These ist, dass hier bereits grundlegende Mechanismen des Kompetitiven angelegt und eingeübt werden, nämlich Quantifizierung und Vergleich, sprich Bewertung in relationalen Bezügen und Selektion in Form von Klassifizierung oder Sortierung. Es geht hier zwar – noch – nicht ums Gewinnen im Sinne von »besser-sein« als andere, aber es geht doch ganz explizit darum, nicht hinter den anderen zurückzustehen, also schlechter abzuschneiden, es geht um das Erreichen des Ziels der »Normalität«.

Ein Blick auf eine typische zeitgenössische Geburtsanzeige und damit ist eigentlich schon die Schwelle zum nächsten Abschnitt *postnatal* überschritten, veranschaulicht, wie das Erreichen dieses Ziels heute in vielen Fällen dokumentiert wird: Heute ist es üblich geworden, neben Geburtsdatum, Ort und Name auch noch einige weitere anthropometrische Daten auf den Anzeigen unterzubringen, nämlich Körperlänge und Gewicht des Neugeborenen, manchmal auch weitere Angaben wie z. B. den Kopfumfang. Das hier angeführte Beispiel (Abb. 2) aus dem Jahr 2006 aus dem Ort Fohrdorf bei Schleswig, veröffentlicht in den Schleswiger Nachrichten am 25. Februar 2006, annonciert die Geburt von Hannah Sophie am 9. Februar 2006 um 13:54 Uhr; das Mädchen wog bei der Geburt 3.560 g und maß 51 cm Körperlänge.

Eine kurze Nebenbemerkung zur Gestaltung der Anzeige: Die typografische, ikonografische und inhaltliche Ausstattung dieser Anzeige mit tanzender Kinderschrift, Tigerentenmotiv und Dokortitel des Vaters (und Großvater väterlicherseits!), auch die besondere Erwähnung der mitwirkenden Hebamme, sind Anhaltspunkte für die soziokulturelle Zuordnungen der Anzeige ins bildungsbürgerliche bzw. neu-bürgerliche Milieu.



Abb. 2: Geburtsanzeige in den Schleswiger Nachrichten am 25. Februar 2006.

Gerade hier ist das Phänomen der elternschaftskulturellen Kindzentrierung und Expertenorientierung besonders deutlich ausgeprägt (vgl. Hays 1998: 172; Merkle und Wippermann 2008: 140-160) und der Wettbewerbsgedanke ist längst fester Bestandteil des familialen Raumes geworden (vgl. Merkle und Wippermann 2008: 23).

Doch zurück zu den auf der Anzeige platzierten Daten: Bis vor etwa 20 Jahren war es noch unüblich, derartige Messdaten mit abzudrucken, sie spielten auf den Anzeigen keine Rolle. Wieso hat sich das geändert? Unterschiedliche Interpretationen bieten sich an. Man könnte diesen Usus etwa als Ausdruck des Bestrebens lesen, dem Neugeborenen, das naturgemäß noch über denkbar wenig biografische Historie verfügt, über das man also auch noch wenig weiß, so etwas wie zusätzliche Merkmale, eine gewissermaßen individuelle und damit personale Ausstattung auf der Geburtsanzeige mitzugeben. So antworteten auch Eltern in Interviews auf die Frage, wieso sie dies tun, teilweise damit, dass dies eben »üblich« sei und doch »nett«, wenn man sich aufgrund der Angaben zum Namen noch zusätzlich »etwas vorstellen« könne, mithin das Kind also eine Art personale Kontur bekäme. Ich deute diese Gepflogenheit jedoch etwas weiterreichender auch so, dass es sich hier um eine konsequente Fortführung des beschriebenen, bereits in den Vorsorgeuntersuchungen praktizierten und eingeübten Quantifizierungsgeschehens und Vergleichsbestrebens handelt, das Normalität – im Sinne von Wohlergehen – signalisieren und belegen soll. Auffällig ist insgesamt, dass diese beschriebenen Mess-, Quantifizierungs- und Vergleichspraktiken von den befragten Eltern sehr bewusst und offen praktiziert und demonstriert, bei Nachfrage auch selbstbewusst vertreten werden. Die Eltern unterziehen sie dabei keiner, oder zumindest keiner offen artikulierten kritischen Reflexion.

Damit erweist sich gerade dasjenige Milieu, das sich selbst als kritisch und reflexiv begreift, an dieser Stelle als bemerkenswert unkritisch und wenig reflexiv. Um das Argument an das konkrete Beispiel der angeführten Geburtsanzeige zurückzubinden: Die kindliche Unbeschwertheit signalisierenden Elemente des Bildmotivs und der tanzenden Schrift stehen in einem eigentümlichen aber symptomatischen Spannungsverhältnis zu der quantifizierenden Präzision der dargestellten Messergebnisse in unmittelbarer Nachbarschaft. Tigerente trifft auf Digitalwaage. Die Eltern sind »glücklich«, die Großeltern sind »stolz« und die Hebamme war »toll« – ob trotz oder wegen der dokumentierten Daten (und nicht nur der Geburt an sich!) – bleibt ungeklärt.

Eine vollständige Unabhängigkeit dieser beiden Ebenen voneinander (Quantifizierung kindlichen Wohlbefindens und anthropometrischer Regularität vs. emotionale Überwältigung durch das junge Leben) erscheint jedoch eher unwahrscheinlich. Die sehr weit gehende Habitualisierung eines Leistungs- und Wettbewerbsideals erscheint damit sowohl als zentraler Punkt als auch damit zugleich als blinder Fleck eines bürgerlichen Denk- und Verhaltensstils. Vielleicht entfalten sich diese Vermessungspraktiken gerade deshalb in diesen lebensweltlichen Stilen derzeit so stark und geradezu ungebremst. Zwar sind möglicherweise auch schon Ansätze gegenläufiger Entwicklungen erkennbar, denn einzelne Geburtsanzeigen sind betont schlicht und reduziert gestaltet und verzichten auf die genannten Messwerte ganz, doch bilden diese im Moment eine Minderheit und explizit artikuliert Gegenstatements der Verweigerung tauchen in meinem (begrenzten) empirischen Material bislang auch nicht auf.

In jedem Fall stellt die Dokumentation einer gut und glücklich verlaufenen Geburt bereits den Ausgangspunkt, den Startschuss gewissermaßen für den eigentlich kompetitiven Teil der Elternschaftskultur dar, der dann mit dem Eintritt in die hiesige zivilgesellschaftliche Existenz beginnt.

postnatal

Spätestens direkt nach der Geburt vollzieht sich ein weitreichender Wandel – vom elterlichen Wunsch nach Normalität und Regularität im Sinne von »alles in Ordnung« hin zum Optimierungsstreben nach der in den Worten meiner Informant/innen »besten Versorgung« und den »idealen Bedingungen«, spätestens hier geht es nun nicht mehr nur um das Abwenden möglicher Gefahren, sondern um sogenannte »optimale Förderung« und damit auch ums Gewinnen im Sinne eines Maximierungsanspruchs.

Eindrücklich zeigt sich dies zum Beispiel am Thema der Ernährung und seiner gegenwärtigen diskursiven Verhandlung. Eigentlich schon während der Vorbereitung auf die Geburt, aber spätestens unmittelbar danach stellt

sich den frisch gebackenen Eltern, insbesondere natürlich den Müttern die Frage, wie das Kind denn nun ernährt werden soll: an der Brust oder mit der Flasche. Diese Frage ist keine triviale, nach Gutdünken zu treffende Entscheidung, je nach Kontext, Vorlieben und praktischen Bedingungen. Es gibt heute vielmehr einen sehr stark ausgebildeten, historisch weit zurückreichenden und in den letzten Jahren signifikant verstärkten medizinischen Beratungsdiskurs samt zugehörigen Anleitungspraktiken, die unter dem Begriff der »Stillförderung« massiv darauf hinwirken, dass Mütter diese Entscheidung zugunsten der Brust fällen, also stillen, und möglichst lange auch dabei bleiben sollen. Dieses teilweise auch als »Stillpropaganda« klassifizierte Anleitungsdispositiv weist immense normative und moralische Implikationen auf und hat sowohl eine längere historische Vorgeschichte als auch umfassende lebensweltliche Wirkungen (vgl. Vögele u. a. 2010; Ott und Seehaus 2010; Heimerdinger 2009).⁶

Für den hier interessierenden Kompetitivitätsaspekt ist insbesondere die sprachliche Gestalt, die v. a. die popularisierten, direkt an die Mütter bzw. Eltern gerichteten Ausläufer dieses Diskurses bestimmt, von Interesse. Es ist dabei nämlich eine deutlich ausgeprägte Semantik des Erfolgs und des Gewinnens zu beobachten. Zur Veranschaulichung einige Zitate aus einem typischen gegenwärtigen Elternratgeber, dem »großen GU Baby Buch« des Marktführers im Ratgebersegment, dem Münchner Gräfe und Unzer Verlag (Gebauer-Sesterhenn und Braun 2005): »Muttermilch – Babys Lebenselixier. Es besteht kein Zweifel: Wenn Sie ihr Baby stillen, ermöglichen Sie ihm damit den optimalen Start ins Leben!« (ebd.: 178); »Von Anfang an das Optimum. Muttermilch ist das beste Nahrungsmittel für die ersten sechs Lebensmonate Ihres Babys« (ebd.: 179); »Muttermilch passt sich den Bedürfnissen optimal an« (ebd.: 182).

Geradezu mit Händen zu greifen ist die Rhetorik der Optimierung, des Idealen, des Maximalen. Es geht nicht um die Darstellung mehrerer (gleich) guter Lösungen, sondern es gibt eine klare Gewinnerin im Rennen um die beste aller Möglichkeiten: die Muttermilch und mit ihr natürlich auch die dazu gehörende Frau, die sie ihrem Kind nicht vorenthält.

Im anglophonen Raum heißt der Slogan typischerweise knapp und alliterierend »Breast is best« (Abb. 3, vgl. auch Murphy 1999) und im Magazin der Süddeutschen Zeitung wurde am 11. November 2011 unter dem Titel »Weißgold« über den Handel mit Muttermilch in den USA und die Renaissance der Muttermilchbanken hierzulande berichtet (vgl. Haaf 2011).

6 Noch wesentlich fortgeschrittener als im deutschen Sprachraum sind die diesbezüglichen Forschungen bereits in USA und Großbritannien, wo sich seit einigen Jahren ein interdisziplinärer Forschungsbereich der »parenting culture studies« zu etablieren begonnen hat. Vgl. Internetseite des Centre for Parenting Culture Studies: <http://blogs.kent.ac.uk/parentingculturestudies/> (16.06.2012), dort auch umfassende weitere Literaturhinweise.



Abb. 3: »Breast is best«-Icon (2011).

Diese Rhetorik des Optimalen findet ihre Entsprechung in einer Entwicklung, die die kanadische Soziologin Stephanie Knaak diskursanalytisch herausgearbeitet hat, indem sie die verschiedenen Auflagen des amerikanischen, auch ins Deutsche übersetzten Standardwerkes »Dr. Spock's Baby and Child Care« aus den Jahren 1946 bis 1998 vergleichend untersucht hat. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sich hinsichtlich der Frage »Brust oder Flasche?« die sprachliche Darstellung von einer Rhetorik der Wahl oder der freien Entscheidung zu einer Rhetorik des Erfolgs bzw. Misserfolgs verschoben habe. Stillen wird aktuell als »Stillerfolg« gewürdigt, es »klappt« und »gelingt« bzw. »mislingt« und mit ihm scheitert auch die Mutter (Knaak 2005: 212). Die (vermeintlichen oder tatsächlichen) Vorteile des Stillens werden als Klassifizierung in Erfolg oder Misserfolg auf diese projiziert, die damit als erfolgreich oder als versagend, als Siegerin oder Verliererin im Bemühen, eine mindestens gute, wenn nicht gar optimale Mutter sein zu wollen, erscheint.

Diese am englischsprachigen Originaltext aufgezeigte Entwicklung der letzten Jahrzehnte lässt sich in ganz ähnlicher Form auch an deutschsprachigen Texten nachvollziehen, insbesondere aber auch in Alltagsgesprächen und Interviews mit Eltern. Auf subtile Weise findet also hier eine Sprache und damit auch Logik des Wettbewerbs, eine Logik von Sieg oder Niederlage in die Thematisierung von elterlichen Versorgungstätigkeiten Eingang. Dass dieses Hohelied auf Muttermilch und Stillen längst die Rubriken »Gesundheit« und »Wissen« großer Tageszeitungen erreicht, ist wenig verwunderlich.⁷ Eine ausgesprochen interessante jüngere Entwicklung ist jedoch, dass mittler-

⁷ Vgl. etwa: »Mamas Wundercocktail« vom 05.01.2011 in der Süddeutschen Zeitung: <http://www.sueddeutsche.de/wissen/2.220/muttermilch-functional-food-der-natur-mamas-wundercocktail-1.1042732> (17.06.2012) oder: »Stillen hat nichts mit Ideologie zu tun« vom 31.03.2012 in Welt online: <http://www.welt.de/regionales/duesseldorf/article106140357/Stillen-hat-nichts-mit-Ideologie-zu-tun.html> (17.06.2012). Mindestens so aufschlussreich wie die Artikel selbst sind auch die dort jeweils unmittelbar und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit einsetzenden polemischen Leser/innenkommentarschlachten um die Stillfrage.

weile nicht mehr nur die elaborierten Argumente für und wider das Stillen hier ihren Platz haben (vgl. etwa Hohmann 2010), sondern auch die polemische Form und der oftmals dogmatische Charakter dieser Debatte selbst als »ideologische Schlacht« (Otto 2012) thematisiert wird. Damit gerät auch der hier realisierte Wettbewerbscharakter selbst zunehmend kritisch und zunehmend öffentlich in die Diskussion – ganz unabhängig von spezifischen inhaltlichen Positionen. Die publizistisch geführte Debatte um elternschaftskulturelle Fragen scheint sich gegenwärtig also zumindest in Ansätzen von der reinen Sachebene hin zu einer Metaebene der kulturkritischen Reflexion zu weiten (vgl. Kister 2011). Doch dieser analytische Blick auf Elternschaftskultur als Wettbewerbsgeschehen besteht bislang nur partiell und ist stets in Gefahr, schnell wieder von den reflexhaft auftauchenden und normativ in »Erfolg« und »Versagen« klassifizierenden Bewertungen überlagert bzw. verdrängt zu werden.

Die Impulse, elterliches Verhalten nicht nur darzustellen, sondern schnell und eindeutig in »gelungen« oder »mislungen« zu kategorisieren, sind weiterhin unübersehbar stark. Dies zeigt sich z. B. sehr deutlich auch bei der Frage nach der vermeintlich adäquaten Stildauer,⁸ die sich 2012 an einem internationalen Medienecho auslösenden Titelbild des amerikanischen TIME-Magazins entzündete, das einen Artikel über den »attachment parenting-Guru« William Sears bewarb und eine Mutter zeigte, die ihrem vor ihr stehenden dreijährigen Sohn die Brust gab.⁹ Die stehenden Fußes anschwellende Empörung über dieses Foto und die Bewertung der dargestellten Szene als »schockierend« oder »Kindesmissbrauch«¹⁰ zeigt, wie omnipräsent die Kompetitivität um »richtig« und »falsch« tatsächlich ist und wie scharf der Wind des moralisierenden Diskurses hier pfeift. Der mögliche Verhaltenskorridor für Mütter

8 Während zum Stillen generell umfangreiche Forschungen existieren, sind mir zu der Frage, wann ein Kind spätestens abgestillt sein sollte, keine seriösen medizinischen oder verhaltensbiologischen Untersuchungen bekannt. Das medizinische Fachpersonal rät gegenwärtig zu individuellen Lösungen, die einzig und allein das subjektive Wohlbefinden von Kind und Mutter zum Maßstab der Entscheidung machen und kennt so etwas wie eine »maximale Höchststildauer« o. ä. nicht. Viele Erwachsene sehen dies jedoch weniger liberal und empfinden an der Brust gestillte Kleinkinder als unangemessen; Mütter, die ihre Kinder über den ersten oder gar zweiten Geburtstag hinaus stillen, bekommen dies auch entsprechend zu spüren. Charlotte Faircloth (2011) hat das »long term breastfeeding« und die diese Praxis rahmenden Narrative in London kulturwissenschaftlich untersucht.

9 Vgl. »Nuckel-Titel lässt Zahl der Online-Abos explodieren«, in: Spiegel Online: <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/time-titelbild-mit-nuckelndem-kleinkind-steigert-abozahlen-a-832882.html> (17.06.2012) und »Time magazine breast-feeding cover provokes strong reaction«: <http://articles.latimes.com/2012/may/10/entertainment/la-et-timecover-20120511> (17.06.2012).

10 Vgl. »Oh, mein Gott!«, in: Spiegel Online: <http://www.spiegel.de/panorama/time-magazine-titelbild-mit-stillender-mutter-erregt-aufsehen-a-832638.html> (17.06.2012).

ist offenbar eng, wenn sie diesen nicht als Gegenwind zu spüren bekommen wollen: Stillen sie ihr Kind nicht oder nur sehr kurz, so gelten sie als Versagerin, stillen sie es jedoch vermeintlich zu lange – ebenfalls. »Stillerfolg« und mütterliches Versagen liegen in dieser Perspektive offenbar denkbar eng beieinander.

frühkindlich

Noch viel expliziter vollzieht sich eine solche Logik des Vergleichs, des Die-Nase-vorn-habens und des Verfehlens, Erreichens oder Übererfüllens von Zielen im Bereich der Diskussion und Wahrnehmung der frühkindlichen Entwicklung. Ein wichtiges und häufig zu beobachtendes Format in den Gesprächen junger Eltern sind mehr oder weniger anekdotische Berichte über Entwicklungsfortschritte ihrer Kinder, insbesondere aus den Bereichen der sprachlichen, motorischen und sozialen Entwicklung. Drehen, Sitzen, Krabbeln, Hochziehen, Stehen, die ersten Schritte, die ersten Worte, Sätze und Mitteilungen, die komplexer und umfangreicher werdenden Ausdrucksmöglichkeiten – all dies sind die Eltern interessierende und emotionalisierende Entwicklungen, die beobachtet, kommentiert, diskutiert und nicht zuletzt auch mitgeteilt werden. Die Entwicklung eines Kindes aus der Nähe mizuerleben, kann fraglos eine faszinierende und bewegende Angelegenheit und existenziell berührende Erfahrung sein. Bemerkenswert ist allerdings, dass diese Mitteilungen in vielen Fällen mit dem Gestus des Vergleichs und oft auch der Klassifikation der Überdurchschnittlichkeit erfolgten. Der Vergleich wird dabei einerseits zu anderen gleichaltrigen Kindern hergestellt, andererseits aber auch zu als Norm anerkannten Schemata der Regularität, wie sie sowohl in Gesprächen mit Ärzt/innen oder Pädagog/innen, als auch in einschlägiger Ratgeberliteratur vermittelt werden. Ratbertexte (z. B. Pauen 2011) oder tabellarische Übersichtsdarstellungen,¹¹ nicht zuletzt auch die Entwicklungskontrollen bei den im eigens zu dokumentierenden Kindervorsorgeuntersuchungen tragen dazu bei, die Vorstellung einer »normalen« frühkindliche Entwicklung zu etablieren, populäre Babytagebücher und »Mein erstes Jahr«-Alben laden dazu ein, diese Entwicklung zu beobachten und schriftlich wie fotografisch zu dokumentieren.¹² Die entsprechenden Ereignisse werden oft, ganz einer linearen Progressionslogik folgend, als

11 Z. B. Entwicklungsübersicht der Internetseite Knetfeders Kleinkindpädagogik, online unter: <http://www.knetfeder.de/kkp/entwuebersichtfenster.html> (18.06.2012).

12 Es gibt jedoch auch Ausnahmen. Einer der derzeit populärsten Ratgeber, »Babyjahre« von Remo Largo (Largo 2010; im Jahr 1993 erstmals erschienen und seither zum Klassiker avanciert), beschreitet dezidiert einen anderen Weg: Der Autor hebt in seinem Buch darauf ab, dass die frühkindliche Entwicklung eben nicht normiert verlaufe, sondern höchst unterschiedliche und dennoch gleichermaßen gesunde Verläufe nehmen könne (Largo 2010: 9).

»Meilensteine« bezeichnet (vgl. etwa Pauen 2011: 8). Die Kinder und mit ihnen die Eltern, die sich für ihre gesunde Entwicklung verantwortlich sehen, befinden sich also in einer permanenten Mess- und Vergleichssituation – an derartigen Schemata und an den kindlichen Peers. Typische Gespräche liefen in meinen Beobachtungen etwa so ab, dass zunächst eine Mutter oder ein Vater berichtet, was das Kind jetzt neuerdings schon kann (»Paula hat gestern zum ersten Mal ihren Namen gesagt«) und die Mutter oder der Vater des anderen Kindes dies dann zunächst mit Interesse und Anerkennung zur Kenntnis nimmt und unmittelbar darauf entweder bestätigt, dass das eigene Kind dies auch schon könne, oder aber auf andere Entwicklungsfortschritte hinweist (»Paul spricht noch nicht, aber er klettert begeistert auf dem Sofa herum«). Was in den Gesprächen also zunächst wie ein harmloser Erfahrungsaustausch erscheinen mag, was es sicherlich auch ist, scheint doch zugleich von einem Basso continuo des Vergleichens und Abgleichens unterlegt zu sein.

Und der Triumph und Stolz erscheint dann vollkommen zu sein, wenn das eigene Kind bestimmte Entwicklungsstufen, etwa ganz prominent die ersten freien Schritte, ungewöhnlich früh erreicht.

Neue Bürgerlichkeit und Kompetitivität

Deutlich ist jedoch zu betonen, dass diese kompetitiven Muster in der Elternschaftskultur nicht alle Eltern in gleicher Weise betreffen, sie haben vielmehr einen soziokulturellen Ort, zumindest eine soziokulturelle Zuordnung.

Das von mir untersuchte Ratgebermaterial, die populären Quellen, die Interviews und auch die Beobachtungskontexte beziehen sich – dies verwundert wohl kaum – weitgehend auf eine Klientel, die als leistungs- und bildungsorientiert, kommunikativ, lese- und auskunftsfreudig, kurz: als im weiteren Sinne bürgerlich, beschrieben werden kann. Mit Bürgerlichkeit ist hier freilich nicht nur das klassische Bürgertum der sogenannten »bürgerlichen Mitte« als klar konturierte soziale Gruppe gemeint. Vielmehr bezeichnet Bürgerlichkeit hier einen Kulturstil, der weitere gesellschaftliche Kreise in einem langen historischen Prozess erfasst und geprägt hat – als Anspruch und Ideal von beträchtlicher Attraktivität und Flexibilität gleichermaßen (vgl. Bausinger 1987: 128-129; Nipperdey 1987). Er lässt sich mit den Schlagworten Bildung, Distinktion, Leistung und Individualität umreißen (vgl. Schulz 2005; Schäfer 2009: 242-250). Die Frage, ob es heute noch ein oder »das Bürgertum« gebe, wird in der Forschung zwar kontrovers diskutiert und mehrheitlich negativ beantwortet, doch Andreas Reckwitz hat überzeugend herausgearbeitet, dass gegenwärtig durchaus eine »Neue Bürgerlichkeit« proklamiert werden könne, die sich in historischer Perspektive sowohl einer

ehemals anti-bürgerlichen Selbstästhetisierungstendenz als auch dem klassisch bürgerlichen Ziel der Selbstoptimierung verpflichtet weiß (vgl. Reckwitz 2010: 184). Es ist genau dieses unausgesetzte Optimierungsstreben, das sowohl auf Leistung, sprich: Anstrengung, wie auf Bildung beruht, welches sich auch in dem hier dargestellten elternschaftskulturellen Denk- und Praxisstil deutlich zeigt. Dieser ist über bürgerliche Kreise im engeren Sinne hinaus populär, umfasst vielmehr alle bildungsorientierten Gruppierungen, speist sich kulturhistorisch gedacht jedoch aus bürgerlichen Werten und Idealen und mündet in das elterliche, milieuübergreifende Erleben stark gesteigener, multipler und oft konkurrierender Leistungserwartungen und Anforderungen (vgl. Merkle und Wippermann 2008: 23). Das diesem Kulturstil der »Neuen Bürgerlichkeit« weiterhin inhärente Aufstiegs- und Entwicklungsideal ist unmittelbar an die Logik des Kompetitiven anschlussfähig und findet passgenau sowohl mit den Bedingungen einer als kapitalistisch wahrgenommenen Welt als auch den Imperativen einer optimistischen individualpädagogischen Orientierung der »Lebensgestaltung« (Gebhardt 2010: 204) zusammen (vgl. Hays 1998: 201-203).

Im Rahmen eines Theoriehorizontes, der sich hier mit den Namen Max Weber (Leistungsethik) und Pierre Bourdieu (Distinktion) nur kurz andeuten lässt, zeigt sich doch ein elternschaftskulturelles Modell, das erstens kompetitive Komponenten enthält und diese zweitens sowohl auf die Kinder als auch eng damit verkoppelt im unmittelbaren Rückschluss auf die Eltern bezieht. Der britische Soziologe Frank Furedi spricht in diesem Zusammenhang von »Eltern-Determinismus« (Furedi 2002: 57); er meint damit die Vorstellung, dass die Fähigkeiten der Kinder und die Fähigkeit der Eltern, gute Eltern zu sein, unmittelbar kausal miteinander verknüpft seien. Sprich: Zeigen sich Probleme in der kindlichen Entwicklung, so sind die Eltern schuld und umgekehrt ist ein leistungsfähiges, sich rasch entwickelndes Kind ein elterliches Verdienst, mithin ein Ausweis elterlicher Kompetenz (Furedi 2002: 57). Der Soziologe Johann A. Schülein ordnet diese Aspekte – elterliche Verantwortung, Leistungsprinzip und Kindzentrierung – seinem sogenannten »modernen Exposé« elternschaftskulturellen Verhaltens zu: Kinder erscheinen demnach hier als »psychosoziales Projekt« (Schülein 2002: 201), ein auf Ergebnis und permanente Zwischenevaluation ausgerichtetes Unterfangen. Elternschaft gewinnt in dieser Perspektive den Charakter eines doppelten Selbstverwirklichungsprojektes: In der optimalen Entwicklung und Unterstützung der kindlichen Fähigkeiten verwirklichen sich die Eltern identitär auch in ihrer Elternrolle selbst optimal »als Eltern«. Diese doppelte, unmittelbar aufeinander bezogene Optimierungsstreben bereitet strukturell jegliche Form kompetitiven Agierens vor und stellt damit ein Kulturmuster bereit, das weit über die hier ausgeführten Beispiele frühkindlicher Entwicklung hinaus-

reicht. Denn der angesprochene Projektcharakter samt seinen leistungsbezogenen und kompetitiven Implikationen ließe sich noch spielend weiterführen über Themen wie Schulerfolg, sportliche oder musikalische Leistungen bis hin zu den Lebens- und Berufswegen der Kinder. Ein Zusammenhang von Elternschaft und Kompetitivität besteht allerdings auch noch in anderer Hinsicht.

Eltern sein als kompetitive Praxis

Der Gedanke elterlicher Identitätsarbeit lässt sich nämlich auch dahingehend weiterführen, dass in gegenwärtiger Elternschaftskultur nicht nur die Modalitäten derselben als kompetitive Praktiken erscheinen, sondern auch die Entscheidung zur Elternschaft an sich als eine solche gedeutet werden kann. Es geht um einen Wettbewerb der Lebensentwürfe, in dem der der Elternschaft zwar weiterhin nur eine von mehreren Möglichkeiten darstellt, diese jedoch in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend bewusst gewählt und dann auch als gewünschte Variante des Selbstentwurfs – nicht mehr nur alternativ, sondern glücklicherweise auch zunehmend parallel zu beruflichen Selbstentwürfen – ostentativ nach außen vertreten wird. Dies bedeutet natürlich nicht, dass diese Fragen der Wahl, der Vereinbarkeit unterschiedlicher persönlicher Ziele und der Modalitäten der Umsetzung nun konfliktärmer oder gar konfliktfrei zu beantworten wären. Ganz im Gegenteil, die politisch teilweise suggerierten Vorstellungen allseitiger Vereinbarkeit kollidieren oft erheblich mit den Zwängen der Praxis und lassen die Konkurrenzen und das Ringen um die besten lebensweltlichen Arrangements nur noch umso harscher hervortreten, gerade wenn es um Betreuungsfragen geht, erreichen die Polemiken ungeahnte Zuspitzungen (vgl. Kister 2007, 2011).¹³ Doch die alltagsweltliche Repräsentation der Entscheidungen für bestimmte Lebensentwürfe samt allen subtilkompetitiven Implikationen äußert sich auch in scheinbaren Kleinigkeiten: Weit verbreitet sind seit einigen Jahren Aufkleber am Heck von Autos, die signalisieren, dass sich ein sehr junger Passagier im Wagen befindet. Waren es ab den 1980er Jahren zunächst noch unspezifische Aufkleber in Verkehrsschild-Dreiecksform mit der Botschaft »Baby an Bord« oder »Baby fährt mit« (teilweise gleichzeitig als Werbeträger eines großen Babynahrungsherstellers), so haben sich mittlerweile personalisierte Formen durchgesetzt, die auf Bestellung angefertigt werden und den Namen des Kindes zeigen: hier z. B. Leonie oder Tommi (Abb. 4).

¹³ Die politischen Kämpfe im Jahr 2012 in Deutschland um die Einführung des sog. Betreuungsgeldes (in der Diktion mancher Kritiker/innen: »Herdprämie«) sind dabei nur die öffentlichpolitische Schauseite von komplexen, innerfamiliär, intra- und intergenerationell geführten Diskussions- und Aushandlungsprozessen um das rechte Maß und die rechte Form von Kinderbetreuung, speziell im Kleinkind- und Vorschulalter.



Abb. 4: Baby-Autoaufkleber (2007), my-baby-shop.com, Bad Homburg.

Das Phänomen dieser Autoaufkleber ist erklärungsbedürftig.¹⁴ Welche Bedeutung haben und welche Funktion erfüllen sie? Mahnen sie zur Vorsicht? Sollen sie etwa den Fahrstil bzw. das ganze Auto erklären oder gar entschuldigen? Dies erscheint absurd, ein tatsächlicher Sicherheitsgewinn ist unwahrscheinlich. Ich deute sie viel eher als Ausdruck einer lebensweltlichen Entscheidung und Lage, als Mitteilung mit Bekenntnischarakter, das Kind erscheint als distinktives Mittel, um den Lebensstil der Eltern »als Eltern« zu markieren und ein Statement im Feld der vielen Lebensentwürfe abzugeben. Der Aufkleber fungiert, so die hier vertretene Interpretation, als Statussymbol auf einem Statussymbol, nämlich dem Auto, nicht selten einer gediegenen Mittelklasselimousine.¹⁵ Diese hat selbst schon repräsentativen Charakter, mit dem Aufkleber auf dem Heck beansprucht Elternschaft als zusätzliches Distinktionsmittel Gültigkeit. Denn die Vereinbarkeit von beruflichem Erfolg und Familienleben hat sich mittlerweile von einer politischen Forderung bzw. einem verbreiteten lebensweltlichen Wunsch zu einem gesellschaftlichen Leit- und Idealbild entwickelt und dieses entfaltet selbst bereits normative Wirkungen. Salopp gesprochen muss, wer innerhalb eines bürgerlichen Lebensentwurfs als umfassend erfolgreich gelten will, eigentlich beides vorweisen können: Kind und Karriere.

14 Insgesamt sind Aufkleberbotschaften am Heck – verglichen mit Zeiten von »Atomkraft - Nein danke«, »Erst wenn der letzte Baum gerodet ...«, »Ein Herz für Kinder«, »Ich bremsen auch für Tiere« oder anderen Statements in den relativ bekenntnisfreudigeren 1980er Jahren – heute eher selten geworden, populäre Ausnahmen bilden allenfalls favorisierte Urlaubsdestinationen in dezenter Silhouettenform, wie etwa Sylt, Korsika oder der Bodensee. Umso bemerkenswerter ist die Konjunktur der Kindernamen-Aufkleber.

15 Auch in dieser Hinsicht scheint sich meinen Beobachtungen nach in den letzten 10 Jahren eine Entwicklung zu vollziehen: Waren zunächst noch hauptsächlich die klassischen Mittelklasse-Familienkutschen »betroffen« bzw. beklebt, so finden sich die Sticker mittlerweile zunehmend auch an noch teureren Modellen und auch Kleinwagen, entsprechende soziokulturelle Entwicklungen spiegeln sich auch in den zu lesenden Kindernamen, die ja weiterhin bekanntlich auch milieuspezifisch gewählt werden (vgl. Gerhards 2010): Neben Marie und Maximilian finden sich nun auch Kevin und Jennifer auf den Hecks.

Zusammenfassend soll hier die These vertreten werden, dass sich der Wettbewerbsgedanke im Kontext der Elternschaft in weitaus umfassenderem und grundlegenderem Ausmaß breit gemacht hat, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Bereits im Übergang zur Elternschaft werden Mechanismen des Kompetitiven eingeübt und als Muster der Wahrnehmung und Kommunikation etabliert. Diese entfalten sich dann in vielfältigen Praktiken elterlichen Handelns, das immer sowohl auf die Kinder in ihrer Entwicklung als auch reflexiv auf die Eltern selbst als Form der Identitätsarbeit gerichtet ist. Daher erklärt sich auch, dass nicht nur die Entwicklung des Kindes Gegenstand kompetitiver Wahrnehmungsmuster ist, sondern auch Elternschaft an sich bereits ein Statement im Feld konkurrierender oder zumindest alternativer Lebensentwürfe darstellt. Vielleicht ist es ja sogar typisch für die gegenwärtige Situation, dass der Wettbewerb nahezu allgegenwärtig ist und uns die Prämien in allen nur erdenklichen Formen begegnen, so etwa auch in Form kleiner Leonies oder Tommis.

Literatur

- Bausinger, Hermann: Bürgerlichkeit und Kultur. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Göttingen 1987: 121-142.
- Bönisch-Brednich, Brigitte: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 108/I (2012): 47-63.
- Chua, Amy: Die Mutter des Erfolgs. Wie ich meinen Kindern das Siegen beibrachte. Zürich 2011.
- Faircloth, Charlotte: It feels right in my heart: Affect as accountability in narratives of attachment. In: The Sociological Review 59/2 (2011): 283-302.
- Furedi, Frank: Die Elternparanoia. Warum Kinder mutige Eltern brauchen. Frankfurt a. M. 2002.
- Gebauer-Sesterhenn, Birgit; Praun, Manfred: Das große GU Baby Buch. München 2005.
- Gebhardt, Miriam: Eltern zwischen Norm und Gefühl. Wertewandel in der bürgerlichen Familiensozialisation im 20. Jahrhundert. In: Budde, Gunilla u. a. (Hg.): Bürgertum nach dem bürgerlichen Zeitalter. Leitbilder und Praxis seit 1945 (Bürgertum Neue Folge – Studien zur Zivilgesellschaft, 10). Göttingen 2010: 187-204.
- Gerhards, Jürgen: Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursoziologie. Wiesbaden 2010.
- Gerndt, Helge: Vergleich. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Enzyklopädie des Märchens Bd. 14. Berlin, New York 2011: 28-33.

- Haaf, Meredith: Weißgold. In den USA können Mütter, die ihre Milch verkaufen, eine Menge Geld verdienen. Kommt das Geschäftsmodell jetzt auch nach Deutschland? In: Süddeutsche Zeitung Magazin 45/2011 (11.11.2011): 30-35.
- Hays, Sharon: Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz. Stuttgart 1998.
- Heimerdinger, Timo: Verwickelt aber tragfähig. Europäisch-ethnologische Perspektiven auf ein Stück Stoff: das Babytragetuch. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band LXV, 114/3 (2011): 311-345.
- Heimerdinger, Timo: Clevere Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band LXIV, 113/1 (2010): 3-21.
- Heimerdinger, Timo: Brust oder Flasche? – Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungs-medien. In: Simon, Michael u. a. (Hg.): Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. Münster u. a. 2009: 100-110.
- Hohmann, Silke: Stille Macht. Eltern lernen: Muttermilch ist gut, Fläschchen ist sehr, sehr schlecht. Anderslautende Studien werden ignoriert – warum eigentlich? In: ZEITmagazin 41/2010: 26-29.
- Kister, Cornelia: Kleine Kinder, große Fragen. Arbeiten? Zu Hause bleiben? Wie lang stillen? Ab wann Kita? Man sollte meinen, Mütter helfen sich da gern mit Rat und Tat. Von wegen: alles ein einziger Konkurrenzkampf. In: Süddeutsche Zeitung Magazin 47/2011. Online unter: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/36643> (17.06.2012).
- Kister, Cornelia: Mütter, Euer Feind ist weiblich! Wie Frauen sich gegenseitig das Leben zur Hölle machen. Frankfurt a. M. 2007.
- Knaak, Stephanie: Breast-feeding, Bottle-feeding and Dr. Spock: The Shifting Context of Choice. The Canadian Review of Sociology and Anthropology 42/2 (2005): 197-216.
- Kühme, Dorothea: Bürger und Spiel. Gesellschaftsspiele im deutschen Bürgertum zwischen 1750 und 1850. Frankfurt a. M. 1997.
- Largo, Remo H.: Babyjahre. Entwicklung und Erziehung in den ersten vier Jahren. München 2010.
- Merkle, Tanja; Wippermann, Carsten: Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Stuttgart 2008.
- Murphy, Elizabeth: »Breast is Best: Infant Feeding and Maternal Deviance: In: Sociology of Health and Illness 21/2 (1999): 187-208.
- Nipperdey, Thomas: Kommentar: »Bürgerlich« als Kultur. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Göttingen 1987: 143-148.
- Ott, Marion; Seehaus, Rhea: Stillen – zum Wohle des Kindes. Reproduktion und Effekte von Stillediskursen in Praktiken der Kindervorsorgeuntersuchungen. In: feministische studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung 28/2 (2010): 257-269.

- Otto, Jeanette: Schluss mit dem Muss! Muttermilch ist zweifellos das Beste fürs Baby. Doch die Stillkampagnen ähneln ideologischen Schlachten. Muss eine Mutter ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie nicht stillen kann oder will? In: Die Zeit Nr. 18/2012. Online unter: <http://www.zeit.de/2012/18/Mutter-Baby-Stillen> (17.06.2012).
- Pauen, Sabina: Vom Baby zum Kleinkind. Entwicklungstagebuch zur Beobachtung und Begleitung in den ersten Jahren. Heidelberg 2011.
- Reckwitz, Andreas: Wie bürgerlich ist die Moderne? Bürgerlichkeit als hybride Subjektivierungsform. In: Bude, Heinz u. a. (Hg.): Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir? Paderborn 2010: 169-187 [zuerst 2008].
- Schäfer, Michael: Geschichte des Bürgertums. Eine Einführung. Köln u. a. 2009.
- Schüle, Johann A.: Die Geburt der Eltern. Gießen 2002.
- Schulz, Andreas: Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 75). München 2005.
- Vögele, Jörg u. a.: Entwicklung und Popularisierung ärztlicher Stillempfehlungen in Deutschland im 20. Jahrhundert. In: *Medizinhistorisches Journal* 45 (2010): 222-250.
- Windmüller, Sonja: Idealwerte als Grenzwerte. Kulturwissenschaftliche Überlegungen zu Normungsprozessen, ihren Einbindungen und Effekten. In: Hengartner, Thomas; Moser, Johannes (Hg.): Grenzen und Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Leipzig 2006: 839-856.

